

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

1) Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

I.

Draußen lag der Schnee und die zu Thal rinnenden Bergwässer tröpfelten halb vereist, aber in der Staatsstube der Maarfeldener Mühle war's warm. Da sprühte der Ofen, mit gewaltigen Buchenflohen geheizt, und die Gewatterschaft sah um den Tisch bei Wein und Schnaps und besprach die Heirat. Man war endlich übereingekommen: der Müller-Matthes verheiratete seinen einzigen Sohn, den Hannes, mit der einzigen Tochter von Joseph Nelles, dem Weinbauer unten an der Mosel. Fünfstausend baar kriegte die Christina mit und eine Aussteuer, so reich an Linnen und Gewandung, daß sie ihr ganzes Leben nicht nötig haben würde, etwas zuzukaufen.

Und doch war der Müller Matthes damit lange nicht zufrieden. Ihn dünkte, noch höhere Ansprüche machen zu können: übergab er denn nicht seinem Hannes die große Schneide- und Mahlmühle mit allem Inventar „schuldenfrei“, wie er sagte, kein Ziegel auf dem Dach fehlte, das Wasserrad schaukelte, die Kreislänge freischte ohn Unterlaß, drei Knechte hatten zu schaffen. Und war vor allem nicht sein Hannes der stattlichste Freier Eifelauß, Eifelab?!

Dem hatte schon in der Wiege das Glück gelacht. In einem Sonntage war er geboren, als Pfingstmusik das Dorf durchfiedelte und der Maj selbst das Maarfeldener Thal mit Blüten überschüttete. Und zur Zeit, da andre Kinder nur erst greinen konnten, hatte er schon gejauchzt und mit den Händchen nach den Sonnenstrahlen gegriffen, die über sein Stechfließen tanzten. Den Jung', dessen rundes Gesicht so frisch und rot über'm weißen Müllerittel lachte, den Jung' sollte er so billig weggeben?

Der Müller-Matthes hatte gefeilscht und gefeilscht. Noch tausend Thaler zu — sechstausend im ganzen — dann konnte die Sache perfekt werden. Sonst — er hatte die Niesensauß schwer auf den Tisch gelegt — sonst würde nichts daraus, bei Gott, nicht!

Der Weinbauer, einen Kopf kleiner als der Müller, dürr und mager wie ein Reh-Steden, ließ sich aber nicht einschüchtern. Keinen Pfennig mehr, seine Christina kriegte ja noch 'mal was zu erben! Das Handeln mit dem Matthes war er gewohnt; wenn der gen Alf heruntergefahren kam, die bestellten Fajdauben zu bringen, hatten sie oft so mit einander geeifert, sich so erzürnt, daß der Eifelaner stumm wütend vom Hof fuhr und der Moselaner lebhaft erregt hinter ihm dreinsudtelte. Jedoch der neue Wein hatte sie immer wieder verböhnt.

Der Gedanke, ihre Kinder mit einander zu verheiraten, hatte keinem von ihnen ferugelogen. Aber ausgesprochen hatten sie ihn nicht. Letzten Herbst war nun auf einmal statt des Vaters der Hannes unten erschienen, in seiner ganzen, kraftvollen Größe, mit der freien und doch strammen Haltung, die er von seiner vierjährigen Freiwilligenzeit bei den Deutzer Kürassieren noch bewahrt hatte.

Joseph Nelles hatte den Gast in den Keller geführt, wo der Heurige in den Fässern rumorte, und herausdende Düste das niedrige Felsgewölbe erfüllten. Die beiden hatten gewaltig probiert; aber der starke Eifelaner ließ sich nicht schmeißen, weder vom Abgelagerten noch vom Neuen, weder durch den von der Sonnenseite, noch durch den sauersten Nachenpüber. Das hatte dem Moselaner mehr imponiert, als der ganze schöne Junge selber mit seinem Kranzkopf und seinem zähneblitzenden Lachen — hau, konnte der kaufen!

Auch der Tina gefiel der Hannes, und die war doch sonst zipp mit Mannsleuten. Aber nun hatte sie nichts dawider gehabt, mit dem Vater heraufzufahren in die Eifel; denn gesehen mußte sie sich die Mühle erst, ehe sie „Ja“ sagte.

Und doch dachte sie heut nicht ans Besehen. Kaum guckte sie hin, wenn der Hannes ihr etwas wies, der sie herumführte, während drinnen in der Staatsstube die beiderseitigen nächsten Anverwandten, die jeder zur Unterstützung hinter sich hatte, verhandelten. Sie hatte keine Augen für die Staltlichkeit der Rotbunten, die im Kuhstall standen, und gab doch sonst was auf gute Milchlähe. Sie sah nur die wenig verarbeitete, muckulöse Männerhand, die den Tieren freundschaftlich auf

die Lenden patzte, daß sie sich mit leisem Erschauern wandten und mit fast zärtlichen Blicken ihrer feuchten, sanften Augen und mit gedämpftem „Muh“ ihren jungen Herrn begrüßten. Auch die beiden Pferdchen, die, rund und glatt, vom Heu der Krippe raupfen, hörten auf mit Pressen und spitzten die Ohren — sie kannten den raschen, festen Tritt. Sie hoben das Maul und zeigten die langen, gelben Zähne, als ob sie lachten.

„Ihr Ledermäuler,“ lachte Hannes und ließ sich willig Taschen und Hände beschnobeln. Er hatte Zucker eingesteckt, und sie rieben schmeichlerisch die blanken, braunen Köpfe an seiner Schulter.

Der Spitz draußen vor der Hundehütte erhob ein bittendes Gewinsel, duckte den Kopf auf die Vorderpfoten und scharrte mit den Hinterfüßen im Schnee. Der Hannes löste ihn von der Kette, da sprang er hoch in die Höhe mit Freudengebell und suchte das ihm geneigte Gesicht zu leden.

Die Knechte, die Säcke auf einen Wagen luden, zwinkerten mit den weißbestäubten Lidern und zogen mit freudlichem Grinsen die Röhren von den mehlbestreuten Haaren. Ja, alle waren sie ihm gut, das sah Tina. Und sie fühlte ihr Herz klopfen.

Verstohlen reckte sie sich — war sie doch klein und reichte dem Hannes knapp bis zur Schulter — aber sie wollte gern ein stattliches Paar mit ihm abgeben. Wenn er auf sie niederschautte, wurde sie rot; und wie vorhin die Kühe im Stall, so wendete sie die schwarzbraunen, sanften Augen ihm zu.

Er sprach viel und laut und lustig; umständlich erzählte er, wie sie vergangenes Jahr die Mühle mit Schiefer gedeckt, anstatt der gewöhnlichen Ziegeln, und wie sie das Getriebe mit allerhand Neuerungen versehen — ja, da konnte man sich blind fühlen, zum zweitenmal gab's solch eine Mühle nicht in der Eifel, und auch im Moselthal nicht! Aber der Neuerungen waren noch lange nicht genug; wenn er erst hier allein zu kommandieren hatte, wurde es noch viel feiner. Die Fenster waren zu klein, da stieß man sich ja den Kopf, wenn man herausgucken wollte. Und die Thür war zu schmal, die ließ er breiter brechen. Und ein Chaischen mußte her, zweiflügelig mit weichen Kissen. Und die Auffahrt vom Hof zu der höher gelegenen Straße wurde mit schönen, weißen Steinen eingefast, daß man sicher fuhr, auch mit übermühtigen Pferden. Und dort im Garten — er wies auf das schmale Streifen Land diesseits des Bades, jenseits stiegen die Höhen gleich himmelhoch — da würde er Obstbäume anpflanzen lassen, seine Sorten aus der Baumschule zu Trier: Reinetten, Herrenbirnen und süße Reinklotten; die alten da taugten nichts mehr, die waren schon vermoost. Und leiser fügte er hinzu, mit seinem Lachen, daß die tadellosten Zahnreihen zeigte, daß auch Rosen dort blühen sollten und Lilien und Brennende Liebe für seine junge Frau!

Da hob sich Tinas Brust in zittrigem Atemzug unter dem sonntäglichen Kaschmirkleid. Sie sah hin zum schmalen Gartenstreich und hinauf zu den Bergen, die drohend über der Mühle hingen — Schnee bedeckte alles, es war kahl, kalt und unlustig — aber oben über den steilen Hängen sah sie schon den Himmel blauen, unterm Schnee Rosen blühen und die rote Dolde der Brennenden Liebe. Sie ließ dem Burtschen ihre Hand, die er gefaßt, und starrte zuberächtlich an seiner Seite zum Haus zurück. Alles gefiel ihr wohl, sie hatte nichts auszuweisen.

Des Hannes Mutter erschien jetzt unter der Hausthür, sprach von Kälte und lud zu einem warmen Kaffee. Tina wunderte sich, daß die Frau fror; warm und rot ging sie mit Hannes in die Staatsstube.

Drin konnte man vor Qualm gar nichts sehen. Sie hatten wider Wittlicher Tabak geraucht, und getrunken hatten sie auch gehörig. Auf dem Kanapee, das man extra zu diesem Tage angeschafft, schmauchten die beiden Väter, Schulter an Schulter. In ihre Stühle zurückgelehnt, schmauchten auch des Nelles alter Ohm, ein Schlaufsack, den er sich mitgebracht, und des Matthes' Gefreundte aus Maarfelden. Die Tant', der Tina als chaperonne beigegeben, nickte schon ein wenig auf der Ofenbank.

Mit lautem Gallo wurden die jungen Leute begrüßt: Man war jetzt einig, war vergnügt und hielt stillig. Immer neue Getränke schleppte die Mutter heran, viel Branntwein und wahre Berge von Kuchen. Drei Tage hatte sie gebadet,

*) Versprach.

nun sollten sie ihr auch die Ehre anthun; nicht bloß an der Mofel verstand man zu leben, nein, in der Eifel erst recht — „kalte Berge, aber warme Herzen!“ Dieser Ausspruch gefiel Müller Matthes so gut, daß er ihn immerfort wiederholte, bis die andren mit einfielen und alle sich lachend zutranken und anstießen. Die einjame Mühle, fernab vom Dorfe, hallte wieder vom fröhlichen Getöse.

Gannes war der lustigste von allen. Hatte er nicht auch Grund dazu? Eine feine, eine zierliche Braut, anders, als die starknothigen Eifelbirnen, so hübsch die am Ende auch waren! Und daß sie nebenbei Geld hatte, war gerade kein Unglück, freilich er selber machte sich nicht viel daraus, des Geldes hatte er ja auch so genug; aber, daß sie gebildet war, erst ein halbes Jahr aus der Kloster-„Penſion“ der lieben Nämchen von Trier zurück, das stach ihm in die Augen.

Der Vater steckte ihm einen Thaler zu, nach alter Eifeler Sitte, von der die Jugend nichts mehr weiß: das Handgeld für die Braut. Uebermütig warf der Bursche dem Mädchen den Thaler in den Schoß, und sie nahm den erröthend. Nun waren sie einander versprochen. Im Mai, wenn alles grünte, sollte die Hochzeit sein.

Das Essen hörte gar nicht auf. Der Nachmittag fing an, sich zu neigen, da mußte man doch noch ein gediegenes Nachtmahl halten, ehe der Kelles mit seiner Gesellschaft sich auf die Rückreise machte. Unterwegs nahmen sie dann Quartier, wie letzte Nacht, in Gilsenfeld, denn es bringt kein Glück, wenn Brautleute vor der Hochzeit im selben Hause übernachten.

Die Alten stopften sich voll an gekühltem Ruz, an Bratwurst und Schinken; an besonderen Lederbissen, dem geräucherter Ruheuter. Schade nur, daß man jetzt keinen der fetten Kase hatte erwischen können, die zur Frühjahrszeit, wenn das Moor beim Dorf aus seinen Ufern steigt und die Wiesen überwässert, wie Schlangen durch die Gräben glitschen, mit Händen zu greifen.

Gannes und Tina aßen nicht so viel, wie die andren. Jetzt, da sie wußten, daß sie einander angehören sollten, loderte ihre Verliebtheit. Tina saß lebend auf ihrem Stuhl und schaute unverwandt in ihren Schoß; ihr Herz pochte, wie es noch nie gepocht. Das hatten ihr die Nonnen nicht gelehrt, wie man sich benimmt, wenn man verlobt ist; und eine Mutter hatte sie lange nicht mehr. So zeigte sie es ihm offen, wie sehr er ihr gefiel.

Als er ihr das alte Lied ins Ohr sumnte:

Wenn alle Brünlein fließen,
So soll mer trinken,
Wann ich mei'm Schatz nit rufen darf,
Thu' ich ihm winken.
Ja, winken mit den Augen
Un treten mit dem Fuß:
't is eine in der Stuben,
Die mein werden muß. —

Ytt sie den Druck seines Knies und wich nicht dem Fuß aus, der unterm Tisch den ihren suchte. Und als er ihr ein Zeichen machte, folgte sie ihm willig hinaus in den dunklen Flur. Er zog sie gegenüber in die Mahlstube. Dort schaukelte die Oelampe unter der Decke und warf heimlich zwinkernde Lichter auf die, teils mit Korn, teils schon mit gemahlener Frucht gefüllten Säcke längs der Wand, auf das schmale Lager des Müllerburschen, auf den großen Mehlkasten in der Ecke und auf die Spinnweben, die vom Mehlstaub wie mit silbernem Reif umspinnen, gleich Festons von Balken zu Balken hingen.

Es war frisch aufgeschüttet; alle beiden Gänge waren in Thätigkeit. Die Verlobten lehnten sich gegen das kleine Holzgeländer, das die ein wenig erhöhte Diele von dem tiefer liegenden Werk abschloß. Gannes wies dem Mädchen, wie die Schälmiühle arbeitete, aus der sich in unablässigem goldnen Fluß die gereinigte Frucht ergoß. Stolz zeigte er ihr die riesigen Mahlsteine, die das Korn in nimmer rastender Arbeit zerrieben, bis es fein und weiß durch die seidene Müllergaze hindurchläuft. Sei, wie das Klapperte und schaffte! Und da unten regte sich's unsichtbar und rauschte und schlug und pochte und stampfte — das war das große Rad, das alles trieb: das Herz der Mühle.

Tina hatte ihren Spaz daran, sie klatschte in die Hände — ach, wie das hier gut roch, so mehlig, so nahehaft, so nach Fülle und Sattsein! Gannes zog sie lachend an sich, da vergaß sie ganz, ihr Kleid wieder zu raffen, das sie beim Eintreten sorgfältig aufgehoben. Mochte es weiß werden, war sie doch nun bald eine Müllersfrau. Und er setzte sich auf die schmale Bänke des Müllerknechtes und nahm sie auf seinen Schoß. Sie ließ sich nehmen, sie war wie betäubt. Unwillkürlich suchte ihre Hand nach dem kleinen Herrgöttchen,

das ihr an schwarzer Schnur um den Nacken hing; daran hielt sie sich fest. Alles ging mit ihr rundum im lustigen Geklapper der Mahlstube, in dieser großen Glückseligkeit.

Gannes küßte sie ab; seine warmen Lippen suchten ihren wenig gebräunten weichen Hals, ihre noch kindlich runden Wangen, das Grübchen am Kinn, die schmalen, etwas blassen Lippen. Man konnte ihm nichts abschlagen; wenn er bettelte: „G Ruzche!“ — so mußte sie ihm eins geben, nein, nicht eins, hundert.

„Gajie mich lieb?“ Da schmiegte sie sich wortlos fester an ihn. —

„Klingling!“ Bei dem blechernem Klang des Läutewerks fuhr Tina erschrocken auf. Da kam auch schon der Knecht gerannt auf das Signal, das der hungrige Trichter gegeben, um demselben ein paar Wannen voll Korn ins Maul zu schütten. Und über den Flur dröhnte die derbe Stimme des Müllers.

„Kobes, Niſſa, spant an eweil!“

Eilig wollte Tina hinaushuschen, aber Gannes hielt sie fest. Was ging's ihn an, wenn auch andre dazukamen?! Das war jetzt sein gutes Recht! Nun nahm er sein Mädchen um so fester in den Arm und schmauchte es noch einmal ordentlich ab. — — —

Tina war ganz verstört, als ihr zukünftiger Schwiegervater ihr auf den Wagen half. Ihr Kleid war zerdrückt, ihre glatten Zöpfe rauh. Born bei den ungebildigen Pferden stand Gannes und hielt sie am Kopf; im trüben Licht der flackernden Stalllaterne, die der Knecht hoch hielt, suchte sie noch einmal, halb schüchtern, halb verlangend, ihres Bräutigams Bild. Wenn sie jetzt wieder gefahren kam — herrlich, dann war sie schon seine Frau!

Sie konnte ihr Glück kaum zähmen. Der Wind war ihr eben recht, der vom Naar her dem Gefährt in den Rücken schnauzte, und, wie ein böses Tier, eingesperrt zwischen den Bergen, jauchte. Der Ohm und die Tant' fingen an, zu jammern, und der Vater hieb auf die Säule, die in dem halbgefrorenen, halbgeweichten Märzschnee nur mühsam voran kamen. Das konnte noch eine böse Fahrt werden bis Gilsenfeld! Tant' Angenieß fürchtete sich vor „umschmeißen“; das Chaischen kippelte höchst bedenklich und schaukelte wie ein Schiff, von einer Seite zur andren.

Jetzt, da sie die Mühlenstucht verließen und einbogen ins Thal der Kleinen-Ruß that die Tant' einen lauten Kreischer und fuhr sich mit beiden Händen an die Ohren — hinter ihnen krachte und knallte es plötzlich und donnerte gefährlich in vielfachem Echo von den felsigen Hängen wider. Nun noch einmal und noch einmal! Die Pferde bäumten sich.

Aber Tina lächelte still selig in sich hinein, streifte das verhüllende Tuch vom Kopf und boß die heiße Wange dem kalten Eifelwind — das war ihr Gannes, ihr Bräutigam, der weckte die toten Berge mit Freudenschüssen und zeigte ihnen seinen Gilling an. —

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Seceſſion.

Die Ausstellung der „Zeichnenden Künste“, die von der Berliner Seceſſion auch in diesem Winter wieder in ihrem Heim in der Kantstraße veranstaltet worden ist, bedeutet einen noch größeren Erfolg als im Vorjahre. Der Begriff ist auch diesmal so weit gefaßt, daß alle Techniken außer der Oelmalerei eingeschlossen sind; die Radierung und besonders die Lithographie bilden einen großen Bestandteil der Blätter. Man wird scheiden müssen zwischen der zeichnerischen Studie, bei der es sich für den Künstler nur um die Festhaltung eines Eindrucks oder auch um die Anlage eines Entwurfs handelt, die aber eigentlich keine abgeschlossene Leistung sein will, und dem fertigen Kunstblatt, das mit dem Stift, mit der Radierfeder oder den Wasserfarben durchgeführt ist. Wenn man die letzteren mit den Zeichnungen zusammenbringt, so hat dies nur darin seinen Grund, daß die Techniken leichter zu handhaben sind und mehr von ursprünglicher Frische des Entwurfs zu bewahren scheinen, als die meist mit vielfacher Ueberarbeitung rechnende Oelmalerei. Dem modernen Interesse entspricht aber am meisten die einfache Zeichnung, in der die impressionistische Tendenz am stärksten zum Ausdruck kommt. Mit den geringsten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen, mit einigen charakteristischen Linien das Wesen eines Dinges für den Eindruck erschöpfend wiederzugeben, das ist das Ziel, auf das die Meister der modernen Zeichnung hinarbeiten. Vielleicht würde eine Ausstellung der „zeichnenden Künste“, die nur in diesem Sinne zusammengebracht wäre, einen noch größeren Eindruck erzielen, als die im weiteren Rahmen gehaltenen. Inbesseren bietet auch die gegenwärtige genug Material dieser Art, und die reproduzierenden Techniken, namentlich die dem Stift willig folgende

Zeichnung auf Stein, werden immer mehr in derselben Richtung entwickelt.

In Max Liebermanns Zeichnungen mit dem bunten und dem schwarzen Stift läßt sich besonders beobachten, welche Wirkungen in dieser Art zu erzielen sind. Liebermann bringt in diesem Jahre eine Ueberschätzung, indem er eine Anzahl Motive aus Italien, besonders aus Venedig und Florenz, ausstellt. Von dem, was man als Studien aus Italien zu sehen gewöhnt ist, sind diese Skizzen allerdings weit entfernt. Sie geben nicht die beliebten Architekturmolle und Straßenbilder, sondern kleine Ausschnitte, etwa einen Blick über die roten Dächer von Florenz, auf den charakteristischen Höhenzug im Hintergrunde und darüber ein Stück grauen Himmel; man sieht einen Turm in die Luft hineinragen oder ein Kloster, das einen sanft ansteigenden Berg krönt. In flüchtigen Skizzen wird mit ein paar Strichen der Eindruck festgehalten, den man von der Riva degli Schiavoni in Venedig erhält, die sich im großen Bogen um den Canale am seinem Ende entlang zieht, man schaut tief hinein in eine Baumallee, oder es steigt in einigen großen Andeutungen wie eine Vision ein Gesamtbild von Rom auf. In solchen Blättern ist in der That mit wenigen oft scheinbar zusammenhängenden Linien das Wesentliche gesagt, diese Rudimente geben der Phantasie die Anregung, große Bilder zu sehen. Auch darin sind die kleinen Studien für Liebermann bedeutungsvoll, daß sie wieder sein Streben nach einer weichen, aber frischen Farbigkeit zeigen, das sich in seinen Arbeiten der letzten Jahre so deutlich erkennen machte.

Es ist unmöglich, die Fülle der ausgestellten Blätter auch nur annähernd zu charakterisieren. Im allgemeinen sind die deutschen Maler und Zeichner, die ausgestellt haben, in dieser Art auch sehr bekannt. Es ist jedoch immer reizvoll, von den durch Reproduktion in den Wochenschriften schon bekannten Zeichnungen eines Oberländer oder der „Simplicissimus“-Zeichner Wille, Thöny und Paul die Originale zu studieren, die immer wieder zeigen, wie viel auch bei der besten Reproduktionstechnik von der ursprünglichen Frische des Entwurfs verloren geht. Von einer neuen Seite zeigt sich aus diesen Kreisen nur Thomas Theodor Heine, der neben Zeichnungen aus dem „Simplicissimus“ auch Studien und Entwürfe ausgestellt hat. Man ist überrascht, aus den Studien, die allerdings wohl älteren Datums sind, zu sehen, wie sorgfältig der Künstler daran gearbeitet hat, sich mit den Einzelformen der Natur vertraut zu machen, ehe er zu seinen freien Entwürfen kam. Da sieht man Studien nach einer Hand, nach einem Gesicht, die fast kleinlich in ihrer Durchführung sind. An Entwürfen zu bekannten Blättern beobachtet man, wie er für die anscheinend so leicht in einem großen Zuge hingeworfenen Zeichnungen genaue Vorstudien gemacht hat, in denen die wesentlichen Elemente vollkommen enthalten sind. Eine neue Erscheinung ist auch der Münchener Ignatius Laschner, der sich bisher durch seine humorvollen Holzstatuetten bekannt gemacht hatte, mit ansprechenden farbigen Blättern in einer eigentümlichen Technik, die er Radierung nennt, die mit der gewöhnlich so genannten aber kaum etwas zu thun hat. Hugo von Habermann hat mehrere Studien in Pastell und Aquarell in seiner großzügigen, in den Farben sehr feinen Art gesandt. Von den Berliner Zeichnern hat sich diesmal auch der Zeichner der „Lustigen Blätter“ Ernst Heilemann mit einer Anzahl flotter „Augenblickstudien“ beteiligt. Heinrich Zille tritt mit seinen grotesken Bildern aus dem Arbeiterleben stärker hervor. Etwas reichlich vertreten ist der in Rom lebende Radierer Otto Greiner, der Klingers-Schüler, dem man einen großen Saal eingeräumt hat. Mit erstaunlichem Fleiß macht der Künstler immer neue, bis ins einzelste durchgeführte Studien, ehe er zu seinem Werke übergeht; aber das Ergebnis entspricht diesen Bemühungen nicht recht. Die Studien sind wertvoller, als die danach ausgeführten Blätter, die etwas Mühsames haben, das besonders peinlich wirkt, wenn es sich um phantastische Entwürfe handelt. Aber auch die Studien wirken bei aller Sorgfalt der Durchzeichnung nicht, als wären sie nach dem lebenden Körper gemacht, sondern nach einem Bronzemedell.

Das Ausland ist in diesem Jahre ziemlich stark herangezogen, und es ist besonders erfreulich, daß einige hervorragende Ausländer mit einer größeren Zahl ihrer Werke vertreten sind. An erster Stelle steht der in Paris lebende Theophil Steinlen, von dem gegen 150 Blätter, Zeichnungen, Skizzen, Stiche und Lithographien, zu sehen sind. Sie ermöglichen einen Ueberblick über sein gesamtes Werk, in dem die socialen Darstellungen einen hervorragenden Platz einnehmen. Diese haben Steinlen wohl zunächst bekannt gemacht; aber es scheint, wenn man sie hier unter den andern sieht, als ob die reinen Tendenzblätter künstlerisch seine schwächeren Leistungen wären. Am besten wirkt er da, wo er ein Bild aus dem Pariser Vorstadtleben oder eine Figur aus dem Volke ohne jede Nebenabsicht giebt. Seine Bilder der Wäscherinnen, der Laufmädels prägen sich sofort ein; sie sind in ihrem Bewegungsmotiv mit einer prachtvollen Lebendigkeit festgehalten; in der Figur einer Wäscherin, die einen schweren Gesteckkorb im Arm über die Straße schleppt, erreicht er geradezu einen Eindruck monumentaler Größe. Der Stoffkreis Steinlens ist erstaunlich weit, wenn auch die Nachtseiten des Lebens in stärkerem Maße darin zum Ausdruck kommen. Der Künstler, der die Kunst, in wenigen charakteristischen Strichen das Wesen eines Menschen darzustellen, am weitesten treibt, ist der geniale Karikaturist Toulouse Lautrec. Wenn er karikiert, so trifft er damit doch Wesenszüge, die er ins Lächerliche übertrifft

und verzerrt. Seine boshaften Darstellungen der hochtrabenden Gelben der Comédie Française geben fast nur ein paar Konturen, und doch steht immer der ganze Mensch darin vor dem Beschauer. Neben diesen beiden Künstlern sind von den Franzosen besonders Carrière mit seinen Porträts, die wie aus einem Nebel heraus-schauen und in ganz weichen Flächen modelliert sind, Lunois mit glänzend farbigen Lithographien aus dem spanischen Theaterleben und Vallotton mit Holzschnitten vertreten; auch von Manet siehe man zehn Blatt charakteristische Radierungen. Ebenso ist die Art der übrigen Meister, die aus dem Auslande zu der Ausstellung herangezogen sind, hier des öfteren charakterisiert worden. Es sei daher nur hingewiesen auf die in ihrer Schlichtheit ergreifenden Radierungen von Josef Israëls, dem Altmeister der Holländer, die mit großen Strichen der Nadel hingeschoben und lebensprägenden Radierungen des Schweden Anders Zorn, die bekannnten Porträts von Jan Weth und die Radierungen von Whistler, die älteren Datums sind, und noch mit festen Strichen arbeiten, die später ganz in seine, weiche Strichlagen aufgelöst werden. —

— 11.

Kleines feuilleton.

— Von einem Neujahr möchte ich heute erzählen, dem ersten, das ich in Berlin erlebt habe. Im Frühjahr zuvor war unser Blatt gegründet worden. „Berliner Volksblatt“ hieß es damals. Es haufte in demselben Viertel, wie wir jetzt, sonst aber sah die Aufmachung etwas anders aus. In einem noch unbezogenen Neubau war ein Mann, der die Nase eines mäßigen Grüntramladens hatte, durch Coalsfeuer schnell ausgetrocknet worden. Das war die Expedition. Als Kasse diente ein rundes Holzschüsselchen. Nach dem Hof zu lag ein schiefes Loch. Das Wasser lief die Wände herab, der eiserne Ofen glühte den ganzen Tag. Der Redakteur hatte geles Haar, große Sommerleder im Gesicht und sah an einem Tischchen, die Nase kaum anderthalb Fuß von der weinenden Wand. Ich habe von ihm immer dieselbe Auskunft erhalten. Er ließ Einen ausreden. Und hatte man seinen Zustand dargelegt, über was man schreiben wolle, daß man vor Arbeitsfreudigkeit ja ordentlich dampfe, daß das und das und das für das „Volksblatt“ geradezu ein „gesundenes Pressen“ sei, dann hob er die Hand mit dem Bleistift, ließ sie auf das Tischchen zurücksinken, daß es taf machte, und sagte ganz ruhig und langsam: „Wir brauchen nichts!“ Man sah ihn an, und noch einmal. „Wir brauchen nichts!“ Und dann machte man die Thüre von draußen zu. So bin ich Mitarbeiter unsers Parteiblattes geworden.

Es war ein harter Winter damals, anno 1884. Ich wohnte im schönsten Scheunenviertel, wo die Leute schier übereinander hockten. So kam die Feuerung billig, aber essen wollte man doch auch etwas. Das ging nicht so leicht, wie der dumme, junge Magen meinte. Anfänger, fremd und mit einem Geldsack weder verwandt noch verschwägert — armer Belletriste, wie hast Du damals mich oft verbarmt!

Weihnachten hatte es noch auf gekochtes Schweinefleisch mit Kartoffel gelangt, dann hatte das Kommissbrot wieder herhalten müssen. Einen Schnellsieder hatte ich noch, gestallte sich also der Küchensettel folgendermaßen: Früh Brotsuppe mit Salz; mittags Brotsuppe (eingebroselte) mit Salz und Schmalz, abends Brot mit Salz und Schmalz. So war's auch am Silvester gewesen, und da die Lampe bald ihre Arbeit eingestellt hatte, war ich ins Bett getrocken. Ich hatte schon längere Zeit geschlafen, da ging's nebenan bei den Birtsleuten los. Die acht jungen Mädchen, die da Tag für Tag seidene Frauenunterröde nähten, schrien: „Prosit Neujahr!“, und die Gläschen klingelten. Dann ein Getuschel, schlurfende Tritte, die Thür drehte sich. Und schon hörte ich die Stimme der Birtin: „Herr, darf ich Ihnen vielleicht . . .“

Los schnarchte ich, wie ein Landfuhrmann, mit zusammengeklappten Röhren, und eine Wit war in mir! . . . Die Thür hatte sich längst geschlossen, die Mädchen waren die Treppe hinabgesprungen, ich lag noch immer mit starren Augen. In den Funsch mußte ich denken, den ich nicht gemacht hatte, ich Esel, und da, auf einmal, fiel mir ein, wie ich als Bub als einer der „Dreikönigsfänger“ gegangen. Rasper, Malcher, Balzer, „Suppenfalzer, wenn er net hupft, so schnalzt er.“ Süßen Schnaps hatten uns die Bäuerinnen gegeben, wenn wir unser „Gejangel“ herunter hatten und den kraßenden Fußfall gethan, und dann Kuchen eingestopft: Kuchen mit goldgelbem Käse, Weinbeeren und kleingeschnittenen Mandeln, Kuchen mit einer Lage Lebkuchen überdeckt, Kuchen mit Zimmt und Zuder. Etwas altbacken war ja der Kuchen, er stammte von Weihnachten her, aber wenn man hineinbiß, hatte man gleich den ganzen Mund voll. Das war ein Kuchen! Herrjeß und Zugelunden! Und ich schlief ein und träumte. Von nichts als von Kuchen. Von Kuchen mit goldgelbem Käse, von Lebkuchen und Weinbeeren und kleingeschnittenen Mandeln und Zimmt und Zuder. Und ich laute, laute, laute. — Ich glaube, ich hab mich in selbiger Nacht ins Schlaffenland hinein und wieder hinaus geseßen.

Am andern Morgen war meine Kehle trocken und ausgeborrt wie ein Stiefelbeinling.

Seit der Zeit mag ich keinen Kuchen mehr. —

— Eine sterbende Stadt. Die einst durch ihren Theehandel und den sibirisch-siamesischen Grenzverkehr beruhigte und blühende Stadt

Siachta ist durch die gänzlich veränderten Verkehrsverhältnisse in den tiefsten Verfall geraten und bietet in unsrer Zeit ein ähnliches Beispiel, wie nach der Entdeckung Amerikas viele Städte zurückgingen, dadurch, daß der Handel atlantische Bahnen einschlug; die Zölle auf Thee haben eine Erhöhung erfahren und der Transportweg über Siachta hat für immer seine Bedeutung verloren, weil der Thee andre, vorteilhaftere Wege nimmt. Die 10 000 Bewohner von Troizkowsk und Ust-Siachta sind, ohne Ausnahmen auf eine bessere Zukunft, zu einem bedauernden Dasein verurteilt. Die Lage der Bevölkerung ist thalächlich aussichtslos; für den Ackerbau geeignete Ländereien befinden sich in der Nähe nicht, die Viehweiden sind nicht groß, und weder die Lederfabriken noch die sonstigen wenigen gewerblichen Unternehmungen vermögen auch nur dem zehnten Teil der Arbeitssuchenden Verdienst zu gewähren. Wahrscheinlich wird der größte Teil der Bevölkerung die Stadt ganz verlassen, und von Siachta, das man früher als wahre Goldgrube rühmte, wird nichts als die Erinnerung bleiben. — („Globus“.)

Litterarisches.

e. k. „Hochzeitnacht. Geschichten in Roll und Dur“ von Max Hoffmann. Breslau. Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottländer. — Max Hoffmann, ein Berliner Autor, der sich bereits in zwei Gedichtbüchern als kräftiger Dichter, sowie neuerdings als feinsüßlicher Uebersetzer neuzranzösischer Poesien („Verse“ von Guy de Maupassant u. a.) gezeigt hat, bietet in dem vorliegenden Buche die Früchte seines novellistischen Talents. Es sind 28 „Geschichten“, die hier zu einem stattlichen Bande von 419 Seiten vereinigt wurden. Der erste Teil enthält 11 Stücke in „Roll“, d. h. mit tragischer Grundstimmung. In einigen wird ein Motiv aus sozialer Sphäre behandelt; wieder andere greifen in das Gebiet der Konstellation des Herzens, der Pflicht, bürgerlicher und künstlerischer Verufe hinüber. Ihr Schauplatz ist, mit Ausnahme von zweien, Berlin. Hier bewegt sich der Autor am sichersten. Ohne besonders tief heraufgeholt zu sein, verraten sie hinsichtlich der festgehaltenen Stimmung und der Inappen, zuweilen allerdings etwas unerwarteten, allzu abstrichlichen Pointierung nach Art und Weise französischer Novellisten doch ein beachtenswertes Erzählertalent, dem nur noch zu wünschen ist, daß es mehr, als das hier geschieht, aus sich herausbreite und demgemäß eine kräftigere Ursprünglichkeit offenbare. Sicherlich dürften die meisten dieser Piecen als die wertvolleren des ganzen Buches, das seinen etwas pikanten Titel von der gleichnamigen, keineswegs „pikanten“ aber rührenden Eingangserzählung herleitet, zu bezeichnen sein. Weniger ist das von den Geschichten des zweiten Teils zu behaupten. Hier drängt sich die Anekdote meistens vor. Gemäß ihrem Gegenstande bewegt sich auch der Vortrag. Er ist frisch, leicht, witzig zuweilen, und der Verfasser versteht es, den Leser auch selbst an „gewagten“ Situationen mit mehr großzügiger Leichtigkeit als vordemher Leichtfertigkeit vorzubereiten. Die Rolle des spezifischen Berliner „Humors“ läßt sich nicht verkennen. Alles in allem ist das Buch eine hübsche Gabe. —

Medizinisches.

en. Chininblindheit und Ähnliches. Es ist eine eigenartige Thatsache, daß gewisse häufig gebrauchte Drogen und Betäubungsmittel bestimmte Einflüsse auf das Augenlicht ausüben. Professor von Schweidnitz in Philadelphia hat eine sehr große Zahl von Fällen beobachtet und als Beweise dafür gesammelt. Die wichtigste Form von Gesichtsstörungen ist diejenige, die man als Chininblindheit bezeichnen könnte. Sie tritt in verschiedenen Arten auf, die nach der Stärke der Dosis und nach der Veranlagung des Patienten wechseln. Nimmt man eine mäßige Menge Chinin, so tritt gewöhnlich eine zeitweilige Trübung des Gesichtsfeldes ein, die mehrere Stunden anhält; namentlich ist dies bei Frauen von nervösem Temperament der Fall. Ist die tägliche Dosis groß, so kann eine andere und ernstere Form der Gesichtsstörung erfolgen. Blöhlische und fast völlige Blindheit sind dann nicht selten, und auch dieser Zustand kann längere Zeit andauern, sogar mehrere Tage. Die augenärztliche Untersuchung führt zum Nachweis einer starken Blässe der Linse und einer Entfärbung der Netzhaut, die wahrscheinlich einer Entziehung des Blutzufusses infolge eines Gefäßkrampfes zuzuschreiben ist. Chinin in großen Dosen hat zweifellos eine giftige Wirkung auf die Nervenzellen der Netzhaut. Heißt können solche Anfälle werden durch Anwendung von Gegengiften wie Digitalis und Strachnin. Die Chininblindheit ist gegenwärtig wohl die häufigste derartige Gesichtsstörung, jedoch treten solche auch nach dem Gebrauch anderer Drogen ein. Sehr ähnlich verhält sich z. B. der Einfluß von salzsauren Verbindungen oder von Antifebrin auf das Auge, und auch die Veränderungen der Netzhaut sind ganz ähnliche. Auch Zodoform ruft gelegentlich Gesichtsschwäche hervor, wenn es aus dem Verband von Brand- und anderen Wunden in den Körper gelangt oder durch den Mund eingenommen worden ist. Leider sehr bekannt und vielleicht auch wohl noch verbreiteter als die Chininblindheit ist die Gesichtsstörung durch gewöhnlichen Alkohol, die in noch viel stärkerem Grade nach dem Genuße von Methylalkohol (Fusel) eintritt. Zwei Gläser von Methylalkohol verursachen bereits eine starke Schwächung des Augenlichts, und in 90 von hundert solchen Fällen tritt sogar eine dauernde Schädigung des Sehvermögens ein. Derselben Folgen haben die Essenzen von Jamaica-Ingwer und Pfefferminz sowie Bay-Rum, da Methylalkohol ihr Hauptbestandteil ist. Eine Heilung ist nur bei frühzeitiger Behandlung möglich, und zwar durch Beförderung der

Gautauscheidungen mittels Pilocarpin oder durch Einspritzungen von Strachnin unter die Haut. Mit Rücksicht auf die oft besprochenen schädlichen Einflüsse des Tabaks auf das Auge sagt Professor von Schweidnitz, daß gewisse stark- Arten von Tabak, namentlich wenn sie aus einer Pfeife geraucht oder bei leerem Magen aufgenommen werden, zur Entstehung von Augenschwäche Anlaß geben können. Gewöhnlich vergehen jedoch einige Jahre, ehe die Augen dadurch soweit angegriffen werden, daß eine Art von Rebel oder Dunst den Blick zu verdunkeln scheint. Auch hier zeigte die genauere Untersuchung des Auges eine Blässe der Linse, und außerdem war ein Zittern für Rot und Grün im Mittelpunkt des Gesichtsfeldes zu bemerken. Kommt Unmäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke hinzu, so stellt sich die Blindheit schneller und stärker ein infolge allmählicher Entartung der in der Netzhaut befindlichen Nervenzellen sowie Veränderungen des Sehnervs. Wegen der Vielheit der im Tabak enthaltenen Stoffe hat sich noch nicht entscheiden lassen, welchem von ihnen der Einfluß auf das Auge zugeschoben werden muß. Außerdem kommen ähnliche Augensörungen freilich auch als Berufskrankheiten vor namentlich unter Blei- und Gummiarbeitern; für letztere besteht das gefährliche Gift in dem Schwefelkohlenstoff, der zur Lösung des Gummis benützt wird. Bei ihnen entwickelt sich die Gesichtsschwäche allmählich schon nach wenigen Monaten. Auch bei Arbeitern in Gut- und Zinnfabriken tritt Gesichtsschwäche auf als Folge der Einatmung von Dämpfen des Methyloalkohol, der als Lösungsmittel für Schellack und Zinnis benützt wird. —

Humoristisches.

— Soldatenbrief. (Nach dem Original mitgeteilt.) „Liebe Eltern! Ich danke Euch sehr für die Vorsicht. Ich habe mich über die Vorsicht sehr gefreut. Die Vorsicht hat ser gut geschmeckt. Es war ser vil Vorsicht. Ich hab der Karline auch von der Vorsicht gegeben. So gute Vorsicht hat sie noch nie nich gegessen. Meine Vorsicht ist bald wck. Eht doch nich alle Vorsicht auf, damit ich zu Neujahr auch noch Vorsicht kriege. In der Hoffnung, daß Ihr mir wieder Vorsicht schickt, bleibe ich Euer teurer So:m Ignaz.“ —

— Das waren noch andre Zeiten... Zwei Zeitungs-jungen hatten durch die Günst des Zufalls zwei Galleriepläze zum Theater erhalten. Gegeben wurde „Hamlet“. Die beiden lauschten atemlos.

Aber in den letzten Szenen, als Hamlet den Laertes und König getödtet hatte, als die Königin vergiftet war, und Hamlet selbst an seiner Wunde starb, konnte sich der eine auf dem „Zusch“ nicht mehr halten. „Donnerwetter, Jim,“ flüsterte er erregt, „muß das eine Zeit für Extrablätter gewesen sein!“ („Jugend“.)

Notizen.

— Das Deutsche Theater wird in dieser Spielzeit noch Novitäten von Schönherr, Dreher, Schnitzler, Björnson und Rodenbach aufführen. —

— Die Moderne Bühne bringt am 21. Januar im Lessing-Theater Franz Bedelinds Schauspiel „So ist das Leben“ zur Aufführung. —

— Das Neue Theater bringt als nächste Neuheit „La Mouche“ („Die Fliege“), einen dreialtigen Schwank von Antony Mars. —

— Gerhart Hauptmanns „Weber“, deren Aufführung bisher in Wien verboten war, dürften demnächst in Deutschen Volks-Theater daselbst in Scene gehen. Die Aufhebung des Censurverbotes hängt von einer Umarbeitung des letzten Aktes ab. —

— Das Schiller-Theater hat im abgelaufenen Spieljahr bei einem Etat von 460 000 M. einen Nettogewinn von 21 000 M. erzielt. Davon wurden 5 Proz. Dividende an die Aktionäre verteilt, 17 000 M. wurde als Spezial-Reservefonds zurückgelegt, 6 194 M. erhielten Angehörige des Theaters als Gewinnteile. —

— Gerhart Hauptmanns Drama „Der arme Heinrich“ ist ins Russische übertragen worden. Das Stück geht Anfangs Januar im Petersburger Neuen Theater in Scene. —

— Eine Volksoper im Bunten Theater soll in nächster Zeit unter Leitung Waldemar Wendlands eröffnet werden. In billigen Preisen (Parquet 1 Mark) will man an jedem Sonntag-nachmittag Opern-Aufführungen veranstalten. Als erste Vorstellung soll am 11. Januar Vorhings „Waffen Schmied“ in Scene gehen. —

t. Die goldene Wibel-Medaille, die von der Litterarischen und Philosophischen Gesellschaft in Manchester alljährlich verliehen wird, ist für das Jahr 1903 dem amerikanischen Chemiker Professor Clarke zugesprochen worden, die Dalton-Medaille dem englischen Physiker Professor Reynolds. —

— Die Lustschiffer-Bereine von Augsburg, München, Straßburg und Berlin haben dieser Tage in Augsburg einen deutschen Lustschiffer-Verband gegründet. Der neue Verband bezweckt die Förderung gemeinsamer Interessen der Lustschiffahrt, insbesondere die Herausgabe einer Verbands-Zeitung, eines Verbands-Jahrbuchs, einer Führeranleitung usw. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Januar.